

Einleitung

»Neulich hat mich in der Metro eine Werbung für eine Kontaktbörse entsetzt, in der es hieß: ›Die Liebe kommt nicht durch Zufall.‹ Ich hätte gern gesagt: ›Doch, genau das, lasst uns wenigstens noch den Zufall.‹«
*Michel Houellebecq in einem Gespräch mit
Frédéric Beigbeder, April 2014*

Es mag ein wenig überraschen, zu Beginn einer Studie, die von einer ganz bestimmten sozialen Praxis – nämlich didaktisch inszenierter Literatur – handelt, ein Zitat über die Liebe zu lesen. Doch Literatur und Liebe verbindet eine Gemeinsamkeit: Die schönen Künste wie auch die Liebe gehören zu jenen Bereichen des Lebens, in denen Erfahrungen möglich sind, die der bewussten Kontrolle des Menschen entgleiten. Genauer: Die ästhetische Erfahrung ebenso wie das Gefühl der Liebe verweisen auf eine Dimension im Menschen, die sich der umfassenden Verfügbarkeit entzieht. In der Kunst wie auch in der Liebe wird der Mensch einer radikalen Andersheit ausgesetzt – er erfährt sich selbst als Anderer. In beiden Bereichen ist eine Kraft wirksam, die über das Subjekt hinausweist (vgl. Menke 2014).

Auf dieses konstitutive Moment der Unverfügbarkeit und Kontingenz, das der Erfahrung von Liebe (und ebenso der ästhetischen Erfahrung) anhaftet, kommt auch der Philosoph und Kulturtheoretiker Slavoj Žižek zu sprechen. In einem Gespräch mit der Philosophin und Moderatorin Barbara Bleisch liefert Žižek ein sehr eindrucksvolles Beispiel für dieses überbordende Gefühl von Kontroll- und Autonomieverlust:

»Für mich ist authentische, leidenschaftliche Liebe eine Katastrophe. Was heißt Liebe? Ich lebe allein, habe ein glückliches Leben, treffe mich mit Freunden, trinke Bier, habe vielleicht mal hier, mal dort einen One-Night-Stand. Und dann geschieht etwas absolut Blödes. Ich gehe die Straße entlang, rutsche auf einer Bananenschale aus, eine Frau hilft mir wieder aufzustehen, ich schaue sie an: Sie ist die Liebe meines Lebens. [...] Stellen Sie sich die Katastrophe vor. Ich kann mein Leben nicht länger in Ruhe genießen. Ich bin völlig besessen von ihr. Alles gerät aus den Fugen, um es mit Shakespeare zu sagen. Das ist aber für mich das Absolute, da bin ich Metaphysiker. Das ist die elementare metaphysische Erfahrung. Physische Erfahrungen gehören zum Alltag.

Ich kümmere mich um meine Vergnügungen. Hier aber, glaube ich, sind wir Menschen metaphysische Wesen. Wenn Sie sich auf etwas fixieren, das diese dummen täglichen Rhythmen einfach unterbricht, und Sie bereit sind, alles dafür zu opfern. [...] Ich glaube, das ist wahre Liebe. Wahre Liebe ist eine Katastrophe, deshalb ist es schön, verliebt zu sein.«¹

Folgt man der eingangs zitierten Äußerung von Michel Houellebecq, so scheint es in westlich geprägten Gesellschaften der Gegenwart die Tendenz zu geben, diesen Faktor der Unverfügbarkeit und Ergebnisoffenheit auszuschalten, das Moment der Unbestimmtheit und Kontingenz beherrschen zu wollen. Was Houellebecq beklagt, ist der allgegenwärtige Zwang, die Welt – ja sogar das eigene Begehren – verfügbar und bezwingbar zu machen (vgl. Rosa 2019). Die vorliegende Studie knüpft an diese Gesellschaftsdiagnose an und erkennt in dem Drang zur Verfügbarmachung ein Merkmal der herrschenden neoliberalen Ideologie, in der das Bedürfnis nach Verwertbarkeit, Optimierung und Nutzenmaximierung omnipräsent ist.

Das vorliegende Buch widmet sich der Frage, ob sich die beschriebene Tendenz auch im Sprechen über Literatur abzeichnet. Dabei liegt der Fokus auf einer ganz bestimmten sozialen und institutionalisierten Praxis, nämlich der Praxis des Literaturunterrichts. Konkret: Wie sprechen Jugendliche über die schulische Auseinandersetzung mit literarischen Texten? Mit dieser Frage ist die Annahme verbunden, dass Schüler:innen² in Form didaktisch inszenierter Literatur eine Disziplinierung erfahren, was sie wiederum in die Lage versetzt, eine spezifische Praxis auszuführen bzw. daran teilzuhaben (vgl. Menke 2014, S. 13). Die in der Praxis des Unterrichts erworbene Fähigkeit orientiert sich an bestimmten Normen und Maßstäben des Gelingens bzw. Misslingens (vgl. ebd., S. 150). Damit steht der Literaturunterricht aber vor einem Legitimationsproblem, hat er es doch mit einem Gegenstand zu tun, der sich aufgrund seiner konstitutiven Unbestimmtheit nicht kontrollieren und auch nicht zielorientiert vermitteln lässt.

Diese Problematik verschärft sich angesichts der Dominanz einer kompetenzorientierten Ausrichtung innerhalb der Literaturdidaktik, die die Möglichkeit der Vergleichbarkeit, Messbarkeit und Steigerbarkeit literarischen Verstehens behauptet. Anders gesagt: Die Annahme der systematischen Lehr- und Lernbarkeit literarischen Lesens und Verstehens setzt notwendigerweise die Vorstellung eines handlungsmächtigen, selbstbestimmten, selbstbewussten und intentionalen Subjekts voraus, das über den literarischen Gegenstand frei verfügen und die Kontingenzen des Lesens beherrschen kann (vgl. Baum 2019).

Die zentrale These der folgenden Untersuchung geht über diese kritische Analyse insofern hinaus, als dass sie die gewaltsame Verfügbarmachung der Literatur durch ein aktives, handlungsmächtiges und autonomes Subjekt nicht allein der Logik der (kompetenztheoretisch ausgerichteten) Literaturdidaktik anlastet. Es wird davon ausgegangen,

1 Eigene Transkription. Slavoj Žižek: »Nieder mit der Ideologie!«, in: Sternstunde Philosophie, SRF Kultur, Sendung vom 19.06.2016.

2 Als Mittel der gendersensiblen Schreibung wird in diesem Buch ein Doppelpunkt im Wortinneren verwendet. Aus stilistischen Gründen wird an bestimmten Stellen ausschließlich das männliche Genus verwendet. In diesen Fällen ist mit der Nennung der männlichen Funktionsbezeichnung immer auch die weibliche Form mitgemeint.

dass im literaturbezogenen Sprechen von Jugendlichen eine bestimmte Form von Subjektsein zum Ausdruck kommt, die der herrschenden neoliberalen Ideologie entspricht. Die kompetenztheoretische Transformation von schulischer Bildung ist mit dem neoliberalen Paradigma kompatibel, stellt aber eben nur eines von mehreren Elementen dieser Ideologie dar.

Mit der hier skizzierten Problemdiagnose setzt sich die vorliegende Untersuchung in drei Teilen auseinander und bewegt sich im epistemologischen Feld zwischen Bildungs-, Literatur- und Kulturtheorie sowie empirischer Erhebung und Analyse. Der erste theoretisch fundierte Teil (Kapitel I bis IV) untersucht die Machtverhältnisse in einer neoliberal umgestalteten Schule. Hier werden Kernbegriffe der Studie wie Neoliberalismus, Bildung, Macht und Subjekt eingeführt, erläutert und theoretisch reflektiert. Im zweiten Teil (Kapitel V bis VI) werden die philosophischen und soziologischen Voraussetzungen, die im ersten Teil entwickelt wurden, in Bezug gesetzt zur Disziplin der Literaturdidaktik. Anschließend geraten die ›Gegenkräfte‹ in den Blick: Literaturtheoretische Untersuchungen insbesondere poststrukturalistischer Ausrichtung sollen die Unverfügbarkeit der Literatur, gebündelt in dem Terminus der ›literarischen Macht‹, erweisen. Der dritte Teil (Kapitel VII bis XII) enthält schließlich empirische Analysen in Form dreier ausgewählter Einzelinterviews. Im empirischen Teil wird gefragt, welche Diskurse Jugendlichen zur Verfügung stehen, wenn sie sich zur schulischen Auseinandersetzung mit literarischen Texten äußern, welche Machtverhältnisse dabei reproduziert werden und welche Subjektpositionierungen hieraus resultieren.

Ziel der vorliegenden Studie ist es nicht, ein literaturdidaktisches Konzept zu entwickeln. Ebenso werden im Schlusskapitel keine Gelingensbedingungen für guten Unterricht formuliert. Im Gegenteil: Vielmehr erfolgen die Überlegungen aus möglichst großer und kritischer Distanz zur Literaturdidaktik. Um noch einmal Slavoj Žižek heranzuziehen: Die Untersuchung ist gerade *nicht* dem »verfälschte[n] Gefühl der Dringlichkeit« (Žižek 2011, S. 13) verpflichtet. Es handelt sich um eine kritische Analyse, die keine klare Lösung nahelegt und auch keine praktischen Vorschläge unterbreitet, was zu tun sei: »Es gibt Situationen, in denen die einzig ›praktikable‹ Lösung darin besteht, der Versuchung zu widerstehen, sich unmittelbar zu engagieren, und im Sinne einer gelassenen, kritischen Analyse ›abzuwarten‹.« (ebd., S. 14) Die Studie soll als eine andere Art der literaturdidaktischen Forschung verstanden werden, und zwar als eine jenseits der Dominanz quantifizierender Optimierungsempirie. Sie endet daher mit einem Ausblick für eine literaturdidaktische Forschung, die nicht allein auf Effektivität und Optimierung zielt – »lasst uns wenigstens noch den Zufall.«

